

KNAUR*

CHRISTINE VOGLEY

*Die Liebe zu so
ziemlich allem*

ROMAN

KNAUR*

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



© 2014 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: FinePic®, München;

Gettyimages / Giuliaformica, Flickr

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65347-0

Für Georg

The best reward comes from the things done seriously

(Was du mit Ernsthaftigkeit machst,
bringt die größte Belohnung)

Spruch aus einem chinesischen Glückskeks

Nein, es stimmt nicht, dass die junge Frau, die der Maler da in dieser einen Minute mit seinem Blick eingefangen hat, für alle Zeiten auf dem Gemälde sitzen bleiben wird.

Das Bild, Öl auf Leinwand, ist ziemlich groß, so etwa ein fünfzig mal ein Meter, es zeigt uns einen Garten im sommerlichen Schweden, wir schreiben das Jahr 1894. Die junge Frau heißt Lovisa Johansson, wie wir auf dem kleinen Schild am goldenen Rahmen lesen können.

Durch die Blätter der Birke fällt Sonnenlicht, es flirrt in Lovisas braunem Haar. Sie trägt ein weißes Kleid, die Schatten in der Tiefe seiner Falten sind fast blau. Sie hält ein Buch in der Hand, sie blickt uns nicht an, liest konzentriert, scheint in die Geschichte versunken.

Aber nur noch für ein paar Sekunden.

Auf einmal hört man Birkenblätter rauschen, Gelächter dringt aus einem offen stehenden Küchenfenster, und irgendwo zerschellt Porzellan. Es riecht plötzlich nach Kaffee.

Unter unseren Füßen ist kein Museumsfußboden mehr, sondern eine Wiese. Und wir sehen, wie Lovisa sich aufrichtet, ihre Lektüre zusammenklappt und noch ein paar Sekunden lang versonnen ihr Buch betrachtet. Die Buchstaben, die auf dem dunkelroten Leder in Goldprägung leuchten, können wir nicht entziffern. Ein Sonnenstrahl fällt auf ihre schmalen Hände, Lovisa sieht sich um, steht auf und geht langsam zu dem Sommerhaus, das halb versteckt hinter den Birken liegt.

Rote Welle. Na wunderbar.

Carlotta trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad. Es war klar, sie würde zu spät kommen. Es war nicht klar, ob der Stockholmer Gast ihr das übelnehmen würde.

Der Schwede an sich ist ein höflicher Mensch, und *dieser* Schwede war auch noch die ganze Nacht durchgefahren, mit einem wertvollen Gemälde im Kofferraum, um es ihr heute als Leihgabe zu überreichen.

Und dann kam Vizemuseumschefin Carlotta Goldkorn zu spät. Nicht gut. Ziemlich unhöflich.

Vor ihr hatte sich eine längere Schlange gebildet, ein Getränkelastwagen blockierte die rechte Spur. Immerhin konnte man von hier aus schon das Museum sehen. In zwei Kilometern Entfernung, oben auf dem Fichtelberg, thronten die kleine Ritterburg und der später angebaute Glaspalast.

Oh nein. Da vorne blinkte ein gelbes Warnlicht der Fichtelbacher Straßenverkehrswacht.

Carlottas Blick fiel auf einen kleinen, rothaarigen Jungen, der auf dem Bürgersteig mit hängendem Kopf bergauf trottete und dabei sein Fahrrad schob. Beide Reifen waren platt. »Retet die Waale« stand auf seinem Schulranzen, mit blauem Filzschreiber, die schwere Tasche zog seine Schultern herunter.

Ungeachtet der wütenden Huperei lenkte Carlotta ihr Auto an den Straßenrand, blieb stehen und öffnete das Fenster der Beifahrerseite.

»Ja, Leo, was ist denn passiert?«

Leo blickte auf, sein Gesicht erhellte sich bei Carlottas Anblick. Er zog die Nase hoch. »In der Schule haben sie das gemacht. Maximilian und seine Freunde, glaub ich. Ich hab's aber nicht gesehen. Ich will ins Museum zu Mama, ich kann heute im Café essen.«

»Komm, mach dein Rad da vor der Apotheke fest und steig ein.

Die Mama kann das doch heute Abend mit dem Lieferwagen mitnehmen.«

Leo nickte, lächelte zaghaft, schloss sein Rad ab, zog erleichtert den schweren Ranzen vom Rücken und krabbelte auf den Rücksitz. Carlotta fädelt sich wieder in den Verkehr ein, warf einen schnellen Blick auf die Uhr. Jetzt war sie zehn Minuten über die Zeit.

»Onkel Henri fragt mich öfter, wann du wieder in sein Atelier zum Schnitzen kommst, Leo!«

Sie suchte seine Augen im Rückspiegel. Sein sonst so offenes Kindergesicht war seit einigen Monaten dunkel und bedrückt. Er sagte nichts, aber Carlotta kannte die Antwort. Leos Mutter Emily, die mit großem Erfolg das Museumscafé führte, hatte seit ein paar Monaten wieder einen festen Freund. Und dieser Friedrich wusste, was für Leo richtig und wichtig war.

Nämlich Fußballtraining.

Fußball in all den Sekunden, Minuten und Stunden, die Leo vorher mit Staunen, Holzschnitzen, Käfersammeln und Wolkenzählen verbracht hatte. Leo war ein ungewöhnliches Kind, ein leiser, intensiver Beobachter, kein Torwart oder Stürmer.

Carlotta seufzte. Sie musste mit Emily reden. Emily war ein kluger Mensch, aber sie hörte zu sehr auf Friedrich, diesen Zwangsbeglückter, der immer wusste, was für andere gut war.

Beim Blick auf die Uhr zuckte sie zusammen.

»Oh Gott, Leo, gib mir mal bitte mein Handy aus der Tasche! Ja? Sebastian? Sei so gut, koch dem Schweden einen Kaffee und sag der Chefin, dass ich in drei Minuten da bin. Halleluja. Nein, alles okay, ich schaff's nur einfach nicht pünktlich. Bis gleich.«

★ ★ ★

»Frau Goldkorn, Professor Johansson wartet auf Sie! Sie sollten um halb elf hier sein und nicht um elf! Also so geht das nicht!« Die laute Stimme durchbrach die museale Stille wie klirrendes Porzellan. »Frau Goldkorn! Eine halbe Stunde! Das hier verlangt doch von jedem vollen Einsatz!« Es hallte weit durch den hohen Raum. Einige japanische Besucher blickten mit offenem Mund nach oben. Ein paar deutsche Besucher sahen unwillkürlich auf ihre Armbanduhren und stellten unabhängig voneinander fest, dass es erst Viertel vor elf war.

Museumsdirektorin Jelena Gundrich stand ganz oben im überdachten Lichthof ihrer Wirkungsstätte, am Geländer des dritten Stockwerks, und breitete die Arme aus.

Ein idealer Klangraum. Hätte Jelena Gundrich von dort oben eine Arie gesungen, wäre das einigermaßen passend gewesen. Jedenfalls passend zu ihrem Gewand aus krokodilfarbener Seide, dem gigantischen Türkisschmuck und den aufgerissenen Augen. Und passend zu der hohen Glaskuppel, die auf schmiedeeisernen Säulen ruhte.

Wie in einem altehrwürdigen Pariser Kaufhaus umlief ornamentales Geländer auf jeder Etage die Emporen des großen Lichthofs. Die Blicke der Besucher wanderten hin und her zwischen der dramatischen Erscheinung in der oberen Etage und der dunkelhaarigen Frau, die auf Turnschuhen die Treppen hinaufstapelte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Bitte nicht schon wieder ein öffentlicher Auftritt. Hast du eben »voller Einsatz« gesagt, Gundrich? Voller Einsatz! Ausgerechnet! »Ich habe vorhin ... angerufen und Bescheid gesagt. Ich stand ... im Stau!« Carlotta keuchte, war jetzt bereits in der zweiten Etage. Sie bemühte sich, einerseits verstanden zu werden, andererseits die museale Stille nicht allzu sehr zu durchsägen. Vergeblich. Alle japanischen Augen ruhten auf Carlotta.

»Dann müssen Sie eben früher losfahren! Die Arbeit türmt sich

bis zur Deckel!«, schrie die Chefin. Die Japaner sahen wieder nach oben. »Ich kann mich doch nicht um alles kümmern!«

Jetzt blickten die Japaner gespannt auf Carlotta. War das am Ende ein Animationsprogramm des Museums? Ein Kunstprojekt? Würde sich die Frau mit den Turnschuhen gleich das Hemd aufreißen und gequält sopranieren? Begleitet von einem Mandolinenvirtuosen, der vielleicht schon hinter der Faustkeilvitrine lauerte? Zu diesem großartigen Bühnenraum des neunzehnten Jahrhunderts hätte es gepasst.

»Um ... alles kümmern? Wie ... bitte? Wer sitzt denn abends ... noch so lange hier ... wie ich?« Carlotta atmete jetzt noch heftiger. Eine Treppe hinaufrennen und von unten nach oben gedämpft schreien zu müssen, ist eine schlechte Ausgangsposition für einen Streit.

Es hallte im weiten Lichthof. »Wenn Sie für Ihr Pensum so lange brauchen!« Gundrichs Krokodilseide flatterte, als sie mit den Armen ruderte.

Eine Rentnergruppe aus Cuxhaven verfolgte den Dialog interessiert vom zweiten Stock aus.

»Pensum?« Carlotta keuchte jetzt vor Zorn und Anstrengung, während sie versuchsweise drei Stufen auf einmal nahm und sich dabei am Geländer klimmzugartig nach oben katapultierte. »Haben Sie wirklich ... Pensum gesagt? Sie wissen doch selbst ganz genau, dass es hier ...«, sie schnappte nach Luft, »dass es hier kein festes Pensum gibt, sondern dass schlichtweg alles, ALLES! ...«, fauchte sie, »... auf meinen Schreibtisch gekübelt wird, ich ... ich *träume* von einem festen Pensum!«

Jetzt blickten sämtliche Museumsbesucher nach oben. Sie wollten das Finale dieses Auftritts nun auch noch sehen.

Carlotta war oben angelangt, rannte noch knapp zehn Meter und baute sich vor ihrer Chefin auf. Sie war einen Kopf größer als Frau Gundrich. »Her damit, mit dem festen Pensum!«

»Muss das hier in aller Öffentlichkeit stattfinden?« Frau Gundrich starrte Carlotta wütend an.

Das war so absurd, dass Carlotta lachte. »Soweit ich mich erinnern kann, haben Sie damit angefangen!«

»Das stimmt!«, pflichtete eine ältere Dame bei und nahm mit strengem Gesichtsausdruck ihre Lesebrille herunter. Sie hatte den Streit aus geringer Distanz zu Direktorin Gundrich verfolgt, nachdem sie vergeblich versucht hatte, sich auf eine Vitrine mit flämischer Klöppelspitze zu konzentrieren.

»Na, was soll ich denn machen, wenn der Aufzug kaputt ist und Sie die Treppe nehmen mussten?« Frau Gundrich hob beide Arme zum Himmel. »Bitte, erklären Sie mir die Logik dieses Arguments, Frau Gundrich!«

»Ich bin immer pünktlich und muss hier gar nichts erklären!« Die fremde Dame mit der Lesebrille schenkte Carlotta einen Blick tiefster Anteilnahme.

»Hören Sie, Frau Gundrich.« Carlotta atmete immer noch heftig, sprach aber nun in leisem Ton. »Ich kann nichts dafür, wenn auf dem Fichtelbacher Ring ständig Stau ist. Ich musste meinen Onkel zum Arzt fahren.«

»Das konnte er nicht alleine?«

»Es war ein Notfall. Und mein Onkel braucht mich mehr als früher. Das wissen Sie doch. Vor allem, seitdem meine Tante gestorben ist. Ich kann einen traurigen, älteren Menschen nicht abfertigen wie eine Schalterbeamtin.«

»Ich bin auch traurig, wenn ein wichtiger Gast lange warten muss! Ihretwegen! Und ich verstehe Sie nicht, Frau Goldkorn: Ich habe diese hochattraktive Stockholm-Sache doch bewusst Ihnen überlassen, weil ich dachte, das wäre etwas für Sie!«

Halt den Mund, halt bitte sofort den Mund, sonst schmeiß ich dich über die Brüstung. Was weißt du denn schon von Onkel Henris Trauer, Gundrich? Und was für ein Blödsinn: Du hättest

mir diese wunderbare Sache bewusst überlassen! Die fällt erstens überhaupt nicht in deine Zuständigkeit, und zweitens könntest du das alles doch gar nicht, Gundrich, diesen ganzen aufwendigen Papierkrieg. Ich könnte die ganze Unterhaltung heute auch auf Englisch, Französisch oder Schwedisch führen, falls es denn notwendig sein sollte, und du nicht. Ich kann zehnmal besser mit Menschen umgehen. Das weißt du. Und ich weiß es auch. Nur aussprechen darf ich das nie, sonst vergifte ich das Klima. Und ich liebe das Museum.

Laut fragte Carlotta: »In welchem Büro wartet Herr Johansson?«
»Na, in Ihrem! Ich habe versucht, ihm die Wartezeit zu verkürzen, aber er schien nicht in der Stimmung, darauf einzugehen. Vielleicht ist er schon auf eigene Faust im Museum ...«

Carlotta drehte sich auf dem Absatz herum und lief zu dem Büro, auf dessen Tür ihr Name stand. Jelena Gundrich starrte hinter Carlotta her. So absurd und selbstgerecht sie auch sein konnte, sie ahnte dennoch, dass sie von Carlotta zwar viel, aber nicht alles verlangen konnte.

Die Sammlung des Museums war riesig. Der exzentrische Gründer des Museums, August Gayette, hatte vor über hundert Jahren so ziemlich alles gesammelt, was er geliebt hatte.

Und das war eine ganze Menge. Von Alphorn bis Zylinder. Carlotta war Vizechefin. Und offiziell zuständig für alles, was mit Kunst zu tun hatte. Aber Carlotta erledigte nicht nur den größten Teil der Verwaltungsarbeit, sie wusste auch zuverlässig, wer grüne Froschkostüme für das Kinderfest im Museum lieferte, wie man bei Sponsoren für gute Stimmung sorgte, in welchem Depotregal die vor hundert Jahren falsch etikettierten brasilianischen Käfer schliefen und wo sich die letzte Tüte Kaffeebohnen versteckt hatte.

Vor allen Dingen aber war Carlotta die Anlaufadresse für sämt-

liche Mitarbeiter des Museums. Der Steuermann, der das Museum im Blick hatte, das war Carlotta.

Das Schiff bekäme sofort Schlagseite, wenn Dr. Carlotta Goldkorn einen neuen Posten fände. Das wusste Frau Gundrich.

Deshalb galt es einerseits, Carlotta bei kleinen Verfehlungen zu beschimpfen, um immer mal wieder die eigene Position zu markieren, andererseits, ab und zu überraschend großzügig zu sein, um Carlotta zu halten.

Bislang funktionierte dieser Rhythmus, aber er war anstrengend. Für Carlotta, natürlich.

Carlotta blieb vor ihrer Bürotür stehen. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich versuchsweise auf ihren Atem. Wie oft hatte sie sich schon vorgenommen, nicht auf Jelena Gundrichs Attacken einzugehen?

Diese Ausfälle kamen regelmäßig, sie gehörten zu Gundrich wie Auspuffgase zu einem laufenden Motor, und sie waren durch nichts zu umgehen, außer, man blieb zu Hause.

Volontär Sebastian trat aus der kleinen Küche, die zu den Verwaltungsräumen gehörte. »Sie ist weg, Carlotta! Du kannst die Augen wieder aufmachen!« Er drückte ihr eine Thermoskanne in die Hand. »Nachschub. Ich hab deinem Gast schon mal Kaffee gekocht, er ist ganz umgänglich und frisst gerade deine Haferkekse.«

Allein Sebastians Anblick erheiterte Carlotta binnen Zehntelsekunden. Heute hatte er die langen, dunklen Haare mit einer nicht sehr diskreten Geschenkschleife zum Pferdeschwanz zusammengebunden, trug einen schwarzen Anzug, Hemd und eine Krawatte, auf der kleine angebissene Äpfel leuchteten, dazu Turnschuhe in hellem Pink.

Carlotta holte tief Luft. »Oh, du bist ein Schatz, Sebastian. Es kann so einfach sein, das Richtige zu tun. Hör mal, ich hab

noch ein Problem. Ich muss gleich wieder weg, Onkel Henri vom Augenarzt abholen. Ich komme dann möglichst schnell wieder, aber ich werde wohl eine knappe Stunde unterwegs sein. Und du musst so lange den Babysitter für unseren schwedischen Besuch machen.«

»Kein Problem, ich hol mit ihm seine Leihgabe aus dem Auto oder zeige ihm das Depot und fülle ihn weiter mit Kaffee ab. Zur Not singe ich ihm auch was vor, bis du zurück bist.«

»Ach, Sebastian, warum bist du nicht Museumschefin?«

»Da bin ich noch zu klein.«

Carlotta zwinkerte ihm dankbar zu, dann klinkte sie die Tür zu ihrem Büro mit dem Ellbogen auf.

Gösta Johansson saß am Besuchertisch, vor sich Haferkekse und Kaffee, und las in einem Taschenbuch. Als sie eintrat, blickte er auf und erhob sich.

Einen Moment lang musterten sie einander, kurz genug, um nicht aufdringlich zu wirken, lange genug, um ein erstes Bild vom Gegenüber zu bekommen. Carlotta blickte in sehr wache Augen.

Gösta Johansson, Professor für Literaturwissenschaft an der Universität von Stockholm, war zehn Jahre älter als sie. Er gehörte zu den Menschen, in deren Gegenwart man die eigene Anspannung sofort vergisst. Warum das so war, hätte Carlotta nicht sagen können, vielleicht waren es seine ruhigen Bewegungen, sein Begrüßungslächeln, sein verwaschener Baumwollpullover, der signalisierte, dass sein Träger nicht übermäßig förmlich sein konnte.

Gösta Johansson hatte eine schmale, aber kraftvoll wirkende Frau von vielleicht vierzig Jahren vor sich, blickte in dunkle Augen, in ein Gesicht, das gleichzeitig aufmerksam und müde war. Und ihr Gesichtsausdruck – Ärger, überlagert von höflicher Zuwendung – verriet, dass sie etwas zu tun gehabt hatte

mit den lauten Stimmen, die vorhin zu ihm durch die Tür gedrungen waren.

Sie setzte die Thermoskanne ab, hielt ihm die Hand hin und sah verlegen aus. »*Hej, ursäkta att jag kommer så sent ...*«

Er nahm ihre Hand. »Auch wenn wir bisher in Schwedisch gemailt haben, Sie können ruhig deutsch mit mir reden. Damit ich es nicht verlerne. Meine Mutter war Deutsche!«

Carlotta lächelte überrascht. »Und meine war Schwedin! Es tut mir so leid ... Ach, ich hatte vorhin Ärger mit Frau Gundrich, weil ich zu spät komme. Es ist mir sehr unangenehm, dass ich Sie habe warten lassen, aber ...«

»Das kann doch mal passieren«, meinte Gösta Johansson. »Hauptsache, ich muss nicht noch eine Viertelstunde lang mit Frau Gundrich reden. Sie wollte mich unbedingt unterhalten. Dabei wollte ich das gar nicht. Ich langweile mich nie alleine.«

Carlotta bat ihn mit einer Geste, wieder Platz zu nehmen, goss ihm einen Kaffee ein und setzte sich in den Sessel gegenüber.

Gösta Johansson war froh, dass die Vizechefin des Museums keinerlei Ähnlichkeiten mit Frau Professor Gundrich hatte. Jelena Gundrich gehörte zu den Frauen, die ihm Angst einjagten. Als sie ihn vor zwanzig Minuten begrüßt hatte, fasste er in derselben Sekunde den Entschluss, diesen Museumsbesuch sehr kurz zu gestalten. Er war irritiert gewesen, weil er gedacht hatte, Dr. Carlotta Goldkorn vor sich zu haben.

Irritiert war er, weil aus Carlottas Mails ein humorvoller und warmherziger Grundakkord geklungen hatte. Und, um bei musikalischen Begriffen zu bleiben, für Jelena Gundrich waren Stakkato und Kakophonie passender. Jetzt, bei Carlottas Anblick, war seine Erleichterung groß.

Und da war noch etwas, das wie ein Komet vorüberzog, ein halb gefühlter, halb geahnter Gedanke, der so unglaublich war wie, ja, vielleicht wie der Augenblick, in dem man zum ersten

Mal in seinem Leben das Nordlicht am Himmel erblickt. Diese Ahnung erschien Gösta Johansson jedoch so unfassbar, dass er sie vorüberziehen ließ, ohne sie zu formulieren.

Aber das Licht hinterließ eine Spur.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er den Konversationston wieder fand.

Er wies auf einige Sägespäne an Carlottas Hemdärmel. »Haben Sie mit Holz gearbeitet?«

Anscheinend war Dr. Goldkorn auch in äußeren Dingen wenig förmlich. Sie trug blaue Cordhosen, einen blauen Baumwollpullover, der in Nabelhöhe eine breite Sägemehlspur aufwies, darüber ein offen stehendes, altes Herrenhemd. Mit Flecken.

Carlotta blickte an sich herunter und erschrak. In der Eile hatte sie vergessen, das Putzhemd gegen eine ordentliche Jacke zu tauschen. So trat man nicht vor einen Menschen, der dem Museum etwas Wertvolles für die neue Ausstellung leihen wollte. Wahrscheinlich hatte sich Jelena Gundrich auch darüber aufgeregt – und sie hatte recht. Carlotta klopfte eilig das Sägemehl vom Pullover und zupfte die Späne vom Ärmel. »Nein, äh ... mein Onkel ist Holzbildhauer, und wo er ist, sind auch Sägespäne.«

Professor Johansson schien ihre Verlegenheit überbrücken zu wollen. Er wies auf Fotos, die gerahmt auf Carlottas Schreibtisch standen. Jule mit Schultüte, Jule, kopfüber am Klettergerüst hängend, Jule, die Zunge herausstreckend, Onkel Henri und Tante Antonia, beide feingemacht, zwischen ihnen eine junge Carlotta, stolz ein Dokument in die Kamera haltend.

»Ihre Tochter und Ihre Eltern?«

»Sozusagen. Mein Onkel und meine Tante. Ich bin bei ihnen aufgewachsen. Hier, auf diesem Foto halte ich gerade meinen taufrischen Kunsthistoriker in der Hand, ich habe in Freiburg und Berlin studiert. Knapp zwei Jahre später habe ich hier im

Museum angefangen. Natürlich noch nicht in diesem Büro! Und das kleine Monster am Klettergerüst, ja, das ist meine Tochter. Allerdings vor neun oder zehn Jahren. Jetzt ist sie vierzehn. Haben Sie auch Kinder?»

»Ja. Einen Sohn, der gerade in Neuseeland ist und von dem ich immer mal eine Nachricht per Handy bekomme. Bis Ende des Sommers darf er das noch, dann wartet in Stockholm wieder die Schule auf ihn.«

»Immerhin Stockholm«, meinte Carlotta. »Eine der schönsten Städte, die ich kenne, wirklich. Nein, ich glaube sogar, *die* schönste Stadt. Ich liebe es sehr.«

Es schien ihn zu freuen. Carlotta, erleichtert und froh über einen so zugänglichen Gast, wurde wieder von ihrem Schuldgefühl übermannt. »Ich habe immer noch das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, dass meine Verspätung einen triftigen Grund hatte!«

Er beugte sich etwas vor. »Und ich wette, dass Sie mir den Grund am liebsten sofort und ausführlich erzählen würden!«

Carlotta lachte. »Sie kennen sich gut aus mit Menschen, was? Ich habe einen geradezu pathologischen Drang, mich für meine Verfehlungen zu rechtfertigen, und zwar so lange, bis mein Opfer in Tränen schwimmt. Vor Mitleid mit mir, natürlich. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie kommen heute Abend zu uns zum Essen, dann brauche ich nicht so viel zu erklären. Sie werden den Grund meiner Verspätung dann kennenlernen. Persönlich.«

»Danke. Das nehme ich gerne an. Aber was anderes: Wissen Sie, es ist merkwürdig, wenn man ins Ausland fährt und dort auf ein Stück eigene Familiengeschichte trifft.« Er wies auf ein querformatiges Bild, das in breitem Goldrahmen hinter Carlottas Schreibtisch hing. »Das ist Lovisa, die erste Frau meines Urgroßvaters. Ich habe dieses Gemälde noch nie im Original gesehen. Wir hatten zu Hause nur ein Foto davon.«

Sie betrachteten die junge Frau, die in einem hölzernen Gartenstuhl lag, die Knie leicht angezogen, so dass der lange, weiße Rock in anmutigen Falten ihre Füße fast verdeckte. Sie schien gänzlich vertieft in ihre Lektüre, ein in dunkelrotes Leder gebundenes Buch.

»Das Bild ist schon seit weit über hundert Jahren hier im Museum. Ich liebe es!« Carlotta wies auf ein paar helle Lichtreflexe im Gras. »Ich kann mich nicht sattsehen an diesem Licht, es ist so virtuos gemalt. Typisch Jasper Johansson eben. Sagen Sie, hat jemand in Ihrer Familie die Begabung Ihres Urgroßvaters Jasper geerbt?«

Gösta Johansson schüttelte lächelnd den Kopf. »Mein Sohn ist ein guter Pianist, aber mit der Malerei hat es niemand in der Familie.«

»Wissen Sie etwas mehr über Lovisa? Wer war sie?«

Gösta Johansson hob bedauernd die Hände. »Es fanden sich im Nachlass seltsamerweise keine Dokumente, keine Hinweise, die mit ihr zu tun hatten. Lovisa stammte aus Dalarna, vom Siljansee, mein Urgroßvater und Lovisa waren nur etwa fünf Jahre lang verheiratet. Sie ist sehr früh gestorben, das ist alles, was wir wissen.«

»Schade, ich war so neugierig!« Carlotta sah enttäuscht aus.

»Sehen Sie, und ich dachte, ich könnte im Gegenteil von Ihnen etwas über Lovisa erfahren, weil sie ja vor über hundert Jahren mal hier in Fichtelbach war, um mit Jasper ihren reichen Gönner August Gayette zu besuchen. Also hat sie hier auch keine Spuren hinterlassen, wenn Sie nichts über Lovisa wissen?«

Carlotta schüttelte den Kopf. »Nein, leider nicht.«

»Sagen Sie, bevor wir weiter über die geheimnisvolle Lovisa spekulieren – schenken Sie mir eine Privatführung? Ich kenne Ihr Museum ja nur aus dem Reiseführer. Es ist eine etwas ungewöhnliche Sammlung, oder?«

»Oh ja. Als ich zum ersten Mal hier war, wusste ich nur: Hier will ich mal arbeiten! Da war ich, glaube ich, fünf Jahre alt. Übrigens ...«, Carlotta stand auf, zog ein bunt kartoniertes Buch aus dem Regal, »... wir sind hier seit letztem Jahr auf Seite achtundsiebzig. Zwischen diesen Pappdeckeln landet nur ganz Besonderes.« Sie reichte es ihrem Gast.

Gösta Johansson las den Titel *Culture & Curiosities in Europe*, wendete es hin und her, identifizierte einen New Yorker Verlag und grinste. »Ganz Europa in *einem* Reiseführer, das schaffen wirklich nur die Amerikaner!«

Er schlug das Buch auf, eine bebilderte Seite zeigte die ungewöhnliche Architektur des Museums von Fichtelbach.

Auf einem Hügel stand die kleine Ritterburg aus dem vierzehnten Jahrhundert Arm in Arm mit ihrem Anbau aus Schmiedeeisen und Glas, einer Konstruktion, die um 1895 einmal tollkühn und hochmodern gewesen sein musste.

»*The most outstanding August-Gayette-Museum of Fichtelbach, quite a curious mixture of art, fossiles and historic costumes*, eine kuriose Mischung aus Kunst, Fossilien und historischen Kostümen«, las er laut.

»*Outstanding* in jeder Hinsicht! Und im Moment noch mehr als sonst. Überall Chaos!« Carlotta wies auf einen großen Arbeitstisch, auf dem sich Bücher, Manuskripte und Folianten türmten. Ein Plakatentwurf verdeckte das umfangreiche Zettelchaos direkt vor ihrem Bürosessel. Auf dem Plakat stand in großen Lettern: AUGUST GAYETTE – EIN LEBEN.

Gösta Johansson hatte sich erhoben und betrachtete den Entwurf. Das blasse, stark gerasterte Porträtfoto eines schnurrbärtigen Herrn des neunzehnten Jahrhunderts bildete den Hintergrund des Plakats. »Das ist der Entwurf der Grafikerin«, erklärte Carlotta. »Für die Ausstellung, in der Ihre Leihgabe hängen wird.«

»August Gayette – war es ein gutes Leben?«, fragte Gösta Johansson.

»Ich glaube schon!« Carlotta sah ihren Gast nachdenklich an. »Der Schwerpunkt ist diesmal das Porträt seiner exzentrischen Persönlichkeit. Aber mir fehlt für die Ausstellung noch etwas ganz Besonderes. Sagen wir, das, was ein belegtes Brötchen zum Canapé macht.«

Carlotta zog das fleckige Hemd aus, zupfte den letzten Sägespan vom Pullover und begutachtete sich kurz in einem kleinen Spiegel, der am Bücherregal hing.

»Dass Sie so eitel sind, hätte ich jetzt nicht gedacht!«, meinte er. Sie lächelte. »Hier im Raum sind sogar Kamm und Bürste, ich weiß bloß nicht, wo! Aber ich habe noch ein Problem, Professor Johansson: Ich bin nicht nur zu spät gekommen, ich muss noch mal los, meinen Onkel vom Augenarzt abholen. Ich bin in einer knappen Stunde wieder zurück. Und dann bekommen Sie Ihre Privatführung. Unser Volontär Sebastian wird Ihnen während dieser Stunde das Depot zeigen und ...«

»Oh nein, danke, wenn ich mich so lange an Ihren Computer setzen darf, bin ich vollkommen zufrieden. Ich muss dringend ein paar Mails beantworten.«

Carlotta wies erleichtert auf ihren Bürosessel. »Bitte! Es tut mir so leid, aber manchmal kommt eben alles zusammen. Onkel Henri hatte heute früh eine Sehstörung, und dieser Schreck sitzt mir noch in den Knochen.«

»Ganz ruhig, ist alles kein Problem!« Er hatte bereits an ihrem Schreibtisch Platz genommen und sah zu ihr hoch. »Das finde ich sogar außerordentlich nett, wenn in einer Stunde die Tür aufgeht und Sie dann noch einmal hereinkommen. Es gibt Wiederholungen, die ich sehr mag.«

»Onkel Henri, du arbeitest auf gar keinen Fall mit irgendeiner Kettensäge, solange deine Pupillen noch geweitet sind, klar?«

»Okay, Chefin. Denn rauch ich erst mal eine.«

Er setzte sich in seinen Korbsessel auf die Terrasse und fingerte nach den Zigaretten in seiner Brusttasche. »Wusste ich doch, dass meine Augen vollkommen fit sind. War wohl irgendein Kreislaufscheiß.«

Carlotta wuchtete einen Wäschekorb auf einen Hocker und klappte den windschiefen Wäscheständer auseinander. »Na, Gott sei Dank. So, fünf Minuten hab ich noch. Ich häng nur schnell die Wäsche auf, dann muss ich sofort wieder los, Onkel Henri, ich hab den schwedischen Professor im Büro sitzen.«

»Ist er nett?«

»Ja, doch. Ziemlich sogar. Du wirst ihn heute Abend kennenlernen. Er kommt zum Essen.«

»Hör mal, Kleene, mir ist da heute Nacht was durch den Kopf gegangen«, sagte Onkel Henri nach einer Schweigepause und drückte die Zigarette an der Sohle seines Arbeitstiefels aus. »Also für den Fall, dass ich mal nicht mehr da bin, musst du mir was versprechen, Carlotta.«

Carlotta setzte sich ihrem Onkel gegenüber und nahm seine Hand. »Also, was soll ich dir versprechen?«

»Dass du dieses Haus später mal nicht so blödsinnig modernisierst mit Fensterrahmen aus Kunststoff und Granitböden und Schwebeklo und solchem Zeugs. Es hat so viel Charakter und Geschichte. Die Wände haben schon so viel Leben geatmet. Wie 'ne alte Schachtel eben.«

Carlotta nickte. »Geht in Ordnung, Onkel Henri. Mach ich nicht. Ist versprochen.«

»In zehn Jahren bist du selber 'ne alte Schachtel.«

Onkel Henri war nicht das, was man einen charmanten Men-

schen nennt. Er war Berliner. Daran hatten auch Jahrzehnte des Exils in der Mittelgebirgsprovinz nichts geändert.

Carlotta lachte. »Na, sagen wir in zwanzig. Und dann bin ich froh, wenn man an *mir* nicht herumoperiert.«

»Siehste«, sagte er zufrieden und trank einen Schluck Kaffee.

Sie stand wieder auf und hängte mit eiligen Bewegungen nasse Handtücher über die Metallstreben. »Altes, dummes Onkel, du kennst mich doch nun lange genug. Ich mag unser Haus so, wie es ist. Und so soll es auch bleiben.«

»Ich würde es dir ja gerne vererben, dann könnte ich die Sache mit den verbotenen Plastikfenstern zur Bedingung machen, aber es *ist* ja leider schon dein Haus. Immerhin – wenn ich dir die Liebe zu alten Türklinken vererbt habe, ist das ja auch schon was.«

Carlotta, ein rotes Unterhemd in der rechten Hand, hielt einen Moment inne. »Und die Liebe zu gutem Essen, bizarr geformtem Schwemmholz, schönen Wolken, Bildhauerei, bunten Holzmännlein und zu allem, was krabbelt und fliegt. Ja, und das, was ich über Kunst weiß, weiß ich von dir.«

Er grinste zufrieden. »Also, du willst sagen, es war nicht alles Müll, was du von mir gelernt hast?«

Carlotta warf mit dem nassen Unterhemd nach ihm. Es landete auf seinem Kopf. Er ließ es dort liegen und beobachtete den hellen Frühsommerhimmel, die Wolken, die von Westen kamen, es eilig hatten und sich zu immer neuen Wandergebirgen auftürmten.

»Weißt du, Kind, das Wesentliche in der Kunst kann man nicht lernen. Und eigentlich ist es auch unsagbar.« Onkel Henri nahm das nasse Unterhemd vom Kopf und warf es zurück. »Aber all das hohle Gequatsche über Kunst, das ich in meinem Leben schon gehört habe!«

»Deine alte Galeristin, wie hieß die noch?« Carlotta zog ein

verknittertes T-Shirt in Form. »Diese Reden zu deinen Vernissagen, so ein Gelaber. Heiße Luft und viele schöne Vokabeln.« Onkel Henri breitete die Arme aus und zitierte: »Leidvoll, aber dennoch eine gewisse Hybris im Blick, in ihrer Grundform embryonal, so recken sich diese drei Gestalten wie in Erwartung der Apokalypse gen Himmel ...«

Er brach ab und hieb mit der flachen Hand auf den Tisch. »Drei Ypsilon in einem Satz! Ha! Und dabei waren meine Modelle für diese Skulpturen drei Obstpflückerinnen, die ich mal in Frankreich auf einer Apfelplantage geknipst habe. Weil ihre Körper so hübsche Kurven hatten.«

Carlotta konnte sich noch gut an diese Vernissage erinnern. »Bitte schreiben Sie von den französischen Apfelmädchen und nicht diesen blödsinnigen Scheiß von der Apokalypsen Erwartung!«, hatte Onkel Henri damals dem Pressevertreter zugemurmelt. Leider etwas zu laut, denn die Galeristin hörte es auch, warf ihr Sektglas an die Wand und kündigte die Geschäftsverbindung. Was beiden gut bekommen war.

Onkel Henri schnaubte verächtlich. »Das Ewiggültige von Essen, Erde, Drecksarbeit, genau das wollte ich in meine Holzfiguren packen. Ja, und die dabei zufällig entstandene Schönheit. Die Wahrheit ist oft ganz einfach.«

Carlotta beobachtete ihren Onkel. Wie wach und jung er aussehen konnte, wenn es um seine Arbeit ging. Seine dunklen Augen, in den letzten zwei Jahren oft so trübe und müde, waren auf einmal klar und lebhaft, hatten die alte Blickschärfe, trotz der heute ungewohnt großen Pupillen. Seine immer noch dichten, grauen Haare waren kurz geschnitten und standen senkrecht in die Höhe wie bei einem Terrier. Die kantigen Gesichtszüge, die tiefen Falten, erzählten von einem eigenwilligen Naturell. Seinem Gesicht war das wechselvolle Leben abzulesen, aber keine Bitterkeit.

Carlotta blickte auf ihre Armbanduhr und zuckte zusammen.
»Oh Gott, ich muss in einer Minute los!« Sie bückte sich, griff drei Wäschestücke auf einmal.

Er beobachtete sie. »Nur keine Hektik, ich kann das doch später machen!«

»Lass mal, Onkel Henri. Ich bin ja schon fast fertig. Aber wenn du heute Nachmittag eine Viertelstunde Zeit hättest, könntest du das Rosenspalier reparieren. Aber erst, wenn deine Pupillen wieder in Normalstellung sind, hörst du?«

Plötzlich hielt sie inne. Sein Gesichtsausdruck hatte innerhalb von Sekunden gewechselt. Das kam sehr oft vor. Seit zwei Jahren. Sie setzte sich wieder auf den wackeligen Gartenstuhl, nahm sein Gesicht in beide Hände und hielt ihre Stirn gegen seine. Sie war kalt. Heute war ein ungewöhnlich kühler Tag für Anfang Juni.

Onkel Henri hatte Tränen in den Augen.

Das Rosenspalier. Die Glory of Dawn, die jetzt im Rausch ihrer kleinen rosa Blüten stand, hatte Tante Antonia vor drei Jahren an das Spalier gepflanzt. Der Garten war ihr täglich erlebbares Erbe.

»Ach, Carlotta. Ohne Antonia bin ich nur die Hälfte.«

Sie streichelte seine Terrierhaare. »Du bist nicht bloß die Hälfte. Es fühlt sich so an für dich, aber du bist es nicht.«

»Im Frühling«, Onkel Henri putzte sich geräuschvoll die Nase, »im Frühling hat Antonia immer so Grünzeug in Joghurtbechern keimen lassen, Unkraut, Gräser, Getreidehalme, was weiß ich. Da leuchteten ihre Augen so wie die von 'nem kleinen Dackel vor der Bratwurst.«

Auch Onkel Henris Poesie war in Berlin zu Hause. »Und denn, im Sommer ...«

»... war der Garten ein einziger Dschungel«, ergänzte Carlotta. Er blickte auf, versuchte ein halbes Lächeln, aber es gelang nicht. »Ich erzähl immer dasselbe, was?«

»Nee, machst du nicht. Nur wenn's um Antonia geht. Und dann antworte ich immer dasselbe.«

»Und – wird's dir langweilig?«

»Nee, wird's mir nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich es gerne höre, wenn du von Antonia sprichst. Und weil ich dich seit ein paar Jahrzehnten ziemlich lieb habe.«

Jetzt lächelte er.

Mehr wollte Carlotta für den Moment nicht.

Sie umarmte ihn. »So, jetzt muss ich endgültig los. Sonst mache ich mir Feinde, du kennst doch Großfürstin Gundrich.«

»Die Idiotin da soll froh sein, dass sie dich hat! Schließlich kannst du *alles!* Bloß Kinder erziehen kannst du nicht.«

»Und alte renitente Onkels in Schach halten schaff ich auch nicht. Man kann eben nicht alles können. Ach, übrigens, ich hab vorhin Leo getroffen, der Kleine sieht gar nicht gut aus.«

»Friedrich und Fußball, was?«

»Genau.«

»Ich sag dir was, Carlotta. Wenn das so weitergeht, dann kaufe ich mir Friedrich. Ich kenn ihn zwar nur flüchtig, aber er wäre nicht der erste Blödmann, bei dem ich mal ein paar Synapsen ganz neu verknotet hätte.«

Das stimmte. Onkel Henri besaß ein sehr unkonventionelles pädagogisches Talent.

»Und wenn du Leo siehst, dann grüß den Kleinen von mir und sag ihm, dass seine Werkzeuge hier immer auf ihn warten. Die laufen ihm nicht weg. Ich auch nicht.«

Carlotta goss ihm noch einen Kaffee ein. Diese Dialoge, die der eigentlichen Verabschiedung folgten wie der Abspann einem Film, konnten sich hinziehen. Jeden Tag aufs Neue. Und eigentlich fehlte es beiden, wenn dieser Abspann aus Zeitgründen mal ausfallen musste. Seit Antonias Tod hatten sich zwischen ihnen

Rituale eingespielt, die wärmten. Aber heute war der Druck einfach zu groß. Onkel hin, Trösten her, nun ging nichts mehr. Carlotta nahm ihre Tasche, wandte sich an der Tür noch einmal um. »Jule wird heute bei dir klingeln, dass du Bescheid weißt, Onkel Henri. Sie hat den Schlüssel verloren.«

»Nein! Nicht schon wieder! Der wievielte ist das seit letztem Jahr?«

Carlotta zuckte mit den Achseln.

»Deine Tochter ist eine Schlampe.«

»Ich weiß. Kann sie nur von dir haben, Onkel Henri. Und bitte, schick sie gleich nach oben, sonst macht sie schon wieder keine Hausaufgaben. Und sie soll ein Käsebrot essen. Heute Abend koche ich dann richtig. Ich ruf dich noch an, damit du vielleicht schon ein paar Kleinigkeiten vorbereitest.«

»Aye, aye, Sir!« Onkel Henri legte die Hand zum kurzen Gruß an die Schläfe.

Carlotta zog die Tür hinter sich zu und rannte zu ihrem Auto. Onkel Henri stand auf, zog seine blaue Arbeitsjacke über, steckte die Zigaretten in die Brusttasche, nahm den Kaffeebecher und stieg die fünf Stufen, die von der Terrasse zum Garten führten, hinunter. Er dachte an seine Arbeit, an die noch unfertige Holzfigur, die auf ihn wartete, und auf den schmerzenden Schatten Antonias fiel ein tröstendes Licht.